



1896

## Gedichte in Prosa

Anna Croissant-Rust

Follow this and additional works at: [https://scholarsarchive.byu.edu/sophpm\\_poetry](https://scholarsarchive.byu.edu/sophpm_poetry)



Part of the [German Literature Commons](#)

---

### BYU ScholarsArchive Citation

Croissant-Rust, Anna, "Gedichte in Prosa" (1896). *Poetry*. 3473.  
[https://scholarsarchive.byu.edu/sophpm\\_poetry/3473](https://scholarsarchive.byu.edu/sophpm_poetry/3473)

This Article is brought to you for free and open access by the Poetry and Music at BYU ScholarsArchive. It has been accepted for inclusion in Poetry by an authorized administrator of BYU ScholarsArchive. For more information, please contact [scholarsarchive@byu.edu](mailto:scholarsarchive@byu.edu), [ellen\\_amatangelo@byu.edu](mailto:ellen_amatangelo@byu.edu).



Anna

Croissant

Rust



# Gedichte in Prosa.



Verlag von  
Schuster & Loeffler

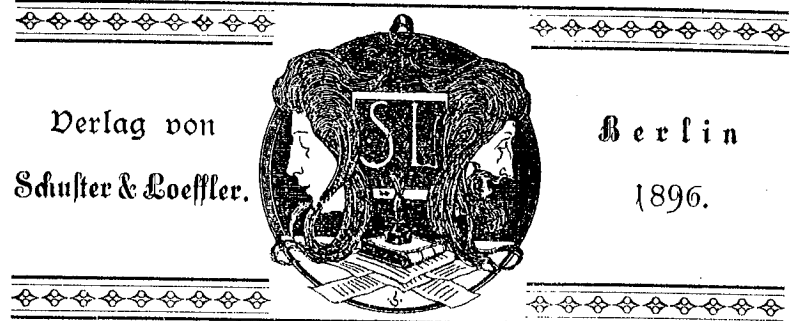


BERLIN  
1896.

Anna Croissant-Rust.

# Gedichte in Prosa.

Titelzeichnung von Richard Scholz.



Verlag von  
Schuster & Loeffler.

Berlin  
1896.

Alle Rechte,  
insbesondere das der Uebersetzung  
vorbehalten.



## Inhalt.

	Seite
Nie mehr . . . . .	1
Warum bist du mir ferne? . . . . .	5
Confiteor . . . . .	13
Der Wagen . . . . .	19
Traum . . . . .	27
Endziel . . . . .	35
Dorfkirche . . . . .	39
Sturm . . . . .	45
Vorfrühling . . . . .	53
Nymphenburg . . . . .	61
April . . . . .	65
Sommer . . . . .	71
Herbst . . . . .	75
Herbsttage am Rhein . . . . .	83
Winter . . . . .	93
Einöde . . . . .	99

Von derselben Autorin erschienen im gleichen  
Verlage:

**Feierabend.** Zweite Auflage, elegant broschiert M. 1. —  
vornehm gebunden M. 2. —

**Gedichte in Prosa.** elegant broschiert M. 1. —  
vornehm gebunden M. 2. —

**Lebensstücke.** elegant broschiert M. 1. —  
vornehm gebunden M. 2. —

**Der standhafte Zinnsoldat.** Drama in 3 Akten.  
elegant brosch. M. 1.50.



**Nie mehr.**

Ein Regen von blassen Rosenblättern um mich,  
leise. Sie rieseln und schaukeln und ich kann sie nicht  
fassen.

O, die Süße, die augenschließende Süße.

Weißt du es noch?

Wie scheu der frühe Tag! Hellgolden, wimpernschließend. Und doch voll rieselnder Sonne, wartend im Morgenwind, der halb erst erwacht.

Suchte ich deinen Mund?

Kloß ich deine Lippen?

Was zwang mich dir zu?

Was riß mich von dir?

Der Regen von blassen Rosenblättern um mich,  
leise rieselnd.

Ich kann sie nicht fassen.

Die Süße, die schwüle, zitternde Süße!

Weißt du es noch?

Wie heiß der volle Tag! Lichtsprühend, stiegend.  
Ein Taumeln in Glut, ein Aufschreien — —

Zu viel Glanz, zu viel Licht, zu viel Sonne, zu  
viel Schönheit — — du und ich — —

Und nun die Nacht.

Immerfort die Nacht.

Kein Abend, kein Mittag und nimmermehr der  
Morgen.

Nie mehr! —

Gib ihn mir wieder! —

Weißt du noch? —

Nie mehr! —

Nie? —! —

Ein Regen von blassen Rosenblättern um mich,  
leise. Sie rieseln und schaukeln und ich kann sie nicht  
fassen.

Warum bist du mir ferne?

Schwer hat die stumme dunkle Nacht  
ihre Hand auf meine Stirn gelegt.  
Ihre Gewänder schleppen über meine Füße,  
sie beugt sich über mich.  
Und nicht in Ruhe kann ich meine Arme nach ihr  
strecken

Ich zittere,  
ich möchte zurückweichen.  
Möchte wachen,  
auf mich horchen.  
Doch die Hand liegt schwer,  
so schwer  
auf mir.

Schließt sie mir die Augen?  
Preßt sie mir das Herz?

Es ruft in mir,  
es will sich losringen,  
will schluchzen,



doch die Hand liegt schwer,  
zu schwer  
auf mir.

Ein Vogelruf durch die Stille,  
voll Klage,  
voll wehen Sehns.

Da schreit es auf — —  
Warum bist du mir ferne?

Und mit weitbreitendem,  
rauschendem  
Flügel Schlag fliegt meine Sehnsucht durch das stumme  
Dunkel,

stößt dir ans Herz.  
Komm, o komm in dieser dunklen Nacht!  
Fühlst du nicht die zuckenden Flammen,  
die meinen Leib zerfressen,  
die mir im Hirne bohren?  
Hab' ich dich gehen heißen?

Mein Mund zittert  
nach dem deinen,  
meine Lippen möchten sich festsaugen,  
möchten Blut trinken  
an den deinen — —  
ich dürste!

Warum bist du mir ferne? —

Hörst du nicht die rasenden Schreie  
meiner Liebe, die sich am Boden krümmt,  
vor dir,  
vor dir.

Siehst du nicht, wie meine Arme sich recken ins  
Nichts

und möchten sich verkrampfen in die deinen.  
Wie mein Körper hebt  
nach deinen lodernen Küssen,  
meine heißen Augen irrend suchen  
nach den deinen?

Warum bist du mir ferne?

Sch rufe laut:  
Komm zu mir  
in dieser dunklen Nacht.

Sch fühle dich.

Bist du bei mir?  
Dies deine Hand,  
dein Haupt,  
deine Brust,  
dein Mund?

Sch muß dich umklammern, meine Arme müssen  
sich krümmen um dich,  
verkrallen meine Nägel in dein Fleisch — —  
meine hassende Lust sucht

dich,  
will dich zermalmen.

Blutströme  
rasen durch meinen Leib,  
fühlst du, wie sie dich sengen? —  
Pressen  
will ich meinen Mund auf deine Lippen  
und den letzten Schrei ersticken,  
schauen  
deine Augen,  
wie sie in letzter Not  
betteln,  
rufen,  
schreien — —  
brechen — — —

Blitzende Schwerter  
um mich,  
züngelnde Flammen  
und der Sturm reißt am Haus,  
brüllt durch die Räume.  
Gurgelnde, rasende Wildwasser,  
stürzende Mauern,  
krachendes Gebälke —  
ich sinke — —  
sinke — —

Warum bist du mir ferne?

Aus den weichen,  
webenden  
Florschleiern der Nacht  
baut sich ein Haus.  
Hallen weiten sich  
und vor den hohen  
geöffneten Fenstern halten lichtgrüne  
Frühlingsbäume Wache.  
Halten lautlos  
stille Wache  
unserem Glück.  
Der scheue Lichtschein  
aus unserer grünen Ampel  
rieselt nieder an ihren jungen Zweigen.  
Fliederbüste  
heben sich auf leisen Sohlen  
aus schlafenden Gärten,  
streichen durch die Zimmer  
schmeichlerisch weckend —  
Marzissen und Sammtiris liegen  
in Niesenbüscheln auf dem fatten  
Purpur des Teppichs,  
auf mattgelber Seide —  
dein Haupt  
ruht  
in meinem Schoße,  
ich sehe deine Augen — —

Keines Menschen Haus sonst  
und kein Laut.

Nichts um uns.

Nur von dem Dache unseres Schlosses loht  
die brennende Glut einer einzigen riesigen

Flamme

hoch in das stumme Dunkel.

Warum bist du mir so ferne?

Ich rufe dich.

Confiteor.

Ein schlafendes Weib lag auf der Höhe. Gelbweiße Felszacken stiegen hinter ihr auf und ein blauer, harter Himmel, scharf in hartherziger Bläue.

Das Weib war nackt und lag tief unter blühenden Blumen. Ein dünner Schleier nur war über ihren Körper gebreitet, aber die schlanken gelben Schwertlilien, die Sammtiris und die höhnisch roten Feuerlilien neigten sich über sie.

Ihre Hände hielten einen Büschel Blüten.  
Welfend.

Tränen hingen an ihren Wimpern und ihre Füße bluteten.

Sie erwachte erst als sie der Mann weckte.

„Warum bluten deine Füße?“ frug er sie.

„Weil ich zu hoch gestiegen bin.“

„Auch ich stieg so hoch.“

„Du bist bekleidet.“

Darauf schwieg er.

„Wo sind deine Kleider?“

„Sie fielen in die Schlucht.“

„Warum hast du dich ausgezogen?“

„Ich wollte mich nackt sehen.“

„Warum hast du geweint?“

„Weil ich meine Nacktheit schaute.“

Darauf schwieg er.

„Du bist nicht nackt, deine Glieder umhüllt ein Schleier.“

Sie sah ihn an. — Lange.

Ein streifender, feindseliger Blick.

Voll wartender List.

Aber sie schwieg.

„Warum hast du ihn nicht weggenommen?“

„Ich kann nicht.“

„Ich liebe dich, ich muß dich sehen!“

„Nimm ihn weg.“

Und er neigte sich über sie.

Mit leisen, weichen Händen berührte er ihren Leib.

Er bog die Blumen zur Seite. Da sah er, daß sie voll Schlamm war.

Er nahm den Schleier, doch er löste sich nicht.

„Nimm ihn weg,“ bat sie.

Mit fieberndem Finger umtastete er sie. Doch der Schleier löste sich nicht.

„Nimm ihn weg,“ herrschte sie.

Da warf er sich über sie, wühlte, riß — doch der Schleier löste sich nicht.

Ihre Augen brannten in den seinen, ihre Arme umkrampften ihn, ihre Lippen saugten sich auf die seinen —

„Nimm ihn weg,“ stammelte sie unter Küssen.

Doch der Schleier löste sich nicht.

Da verbiß er sich in ihren Leib, krallte sich an sie, verwundete sie und sie gestohlene Schreie über ihn weg, stieß nach seinem Herzen, seinem Kopfe, — in ohnmächtigem Ringen verzehrten sie sich —

Doch der Schleier löste sich nicht.

Wund sanken sie zusammen und stöhnten.

Wilde Vögel flogen auf aus ihren Verstecken und kreischten, kreisten hoch über ihnen —

Die Beiden aber ruhten erstarrt und stumm.

Der Mann sprach zuerst.

„Woher bist du?“

„Von dort unten.“

„Woher?“

„Von der dunklen, irren Schlucht.“

Er beugte sich vor und schauderte.

Ein schwarzer Abgrund, voll Moder, Schlamm und Grauen.

„Du allein?“

Sie schüttelte den Kopf.

„Nein, wir alle.“

„Doch nun ist hier deine Heimat?“

Sie schaute mit stierem Blick ins Leere.

„Ich habe keine Heimat. Ich bin von dort unten und von hier oben. Ich rastete in der Schlucht und auf der Höhe.“

„Und die andern, steigen sie auch so hoch?“

„Nein, nicht alle. Unsere Füße werden wund, und wir müssen immer wieder zur Schlucht zurückkehren.“

„Sind alle nackt wie du?“

„Nein, nicht alle wollen sich schauen. Wir müssen weinen, wenn wir nackt sind.“

„Warum?“

„Wir sehen den Schlamm der Schlucht.“ — —

„Bist du hier oben glücklich?“

„Ich finde die Blumen, ich schlafe in den Blumen.“

„Sie verwelken.“

„Dann muß ich neue suchen.“

„Schläfst du auch in der Schlucht?“

Sie schwieg und schauderte.

„Bist du nackt in der Schlucht?“

Sie schwieg und schauderte.

„Warum schließt du?“ —

„Warum hast du mich geweckt?“ —

„Warum schläfst du so hoch oben?“ —

„Warum fragst du mich nach der Schlucht?“

Darauf wußten sie sich nichts mehr zu sagen.

Das Weib war müde.

Aber der Mann sprang auf. Er zeigte nach den Felszacken.

„Dort hinauf will ich, kommst du mit?“

„Sieh meine wunden Füße. Du bist heil.“

„Du siehst in die Weite auf dem Gipfel.“

„Meine Augen schmerzen mich. Ich kann nicht.“

Da ließ er sie allein und erklimmte die Felsen.

## Der Wagen.

Ich liege und schlafe nicht.

Ich warte.

Ganz ruhig. Es ist nichts, was mich unruhig macht, ich weiß nur, daß etwas kommen muß.

Die Nacht ist mild und weich, aber windlos, schlaff, ohne Teilnahme.

Halbdunkel über das weite Land, der Himmel bleibt milchig, weiß, ohne Sternenlicht.

Kein Ton. Und doch ist's mir als müßte ich auf etwas horchen.

So etwas Schadenfrohes, Muffiges, Verstecktes um mich.

Es ist da, aber es will sich nicht hören lassen.

Da kommt Unruhe und klebt sich an mich — und da hab ich's im Ohr.

Ein Geräusch.

Ein Wagen.

Wartete ich darauf?

Mein Wagen.

Ganz von fern, ganz von fern.

Mein Wagen?

Kommt er zu mir, holt er mich?  
Ich schüttle den Kopf, ich will schlafen.  
Aber er kommt näher.

Immer näher, mir zu.

Ist die Luft so hell, die Nacht so still?

Höre ich ihn so lange schon?

Er rollt fort und fort.

Oder — jetzt! — entfernt er sich?

Ich reiße mich auf, — lausche — —

Er entfernt sich.

Ich lege den Kopf zurück und fühle, wie mein  
Herz pocht mit spitzen, bohrenden, wehen Schlägen,  
voll Zittern und Sehnen. — —

Da ist er wieder!

Weit weg noch.

Rollt fort und fort.

Und mit Bier sitze ich geduckt, warte, warte — —

Keinen Atem, kein Herzschlag — nur ihn — —

Kommt er?

Plötzlich ganz nah.

Ich höre das Rütteln, die rollenden Steine, das  
knirschende Rad.

Er kommt, er kommt zu mir, er holt mich!

Eine unsinnige Freude tanzt über mir, mit ge-  
blähten Rüstern sauge ich sie ein, Flammen zucken an  
meinem Dämmerhimmel auf —

Er kommt! Er nimmt mich mit!

Was ist's? —

Bleibt er stehen?

Nichts mehr?

Kein Geräusch, kein Rollen?

Nichts.

Die Flammen sind erloschen, der dämpfmilchige  
Himmel erbleicht und wird scheinlos, nur schwefel-  
gelbe, schmale Schlangen krümmen sich an seinem  
äußersten Rande, krümmen sich vor meinen Augen,  
krümmen sich in meine Augen — —

Ich muß sie schließen und die Angst setzt sich  
auf mich, bläst mir die Kehle trocken, faßt mich — —

Diese bleischwere Stille.

Er soll kommen. Er ist unten. Für mich. Ich  
weiß es. Ich will, daß er kommt. Er muß. Ich  
will, ich will!

Bedroht mich etwas? Hält's ihn zurück?

Wartet es? Boshaft lauernd, stumm.

Ich fühle es kommen, es wirft sich über mich.

Ich liege still und mein Körper wird schwer,  
wird schwerer, sinkt — hoffnungslos.

Aber ein Schmeicheln, mit tastendem linden Finger  
streicht wieder das ferne Geräusch des Wagens über  
mich. Er rollt fort und fort, rollt näher, mir zu.

Wiegt mich, säuselt mich, bethört mich.

Ein Bild sehe ich.

Eine Flußniederung. Nach dem Winter.

Langgedehnte Strecken voll Sandes, den das  
Wasser zurückgelassen.



Niedere Gestrüppe zu Seiten, Weiden von einem  
zähen, klebrigen und doch spröden Gelbrot.

Der Sand dürr, tief, dabei haftet ihm etwas  
Schlammiges an. Dazwischen dicke Wellen, lehm-  
farbig.

Und sie wälzen sich träge — —

Nur ein breiter, schreiend weißer Streifen Kalk-  
steine, spitz, dicht an dem gelbrotten Gestrüpp hin.

Darüber rollt der Wagen. Immer auf mich zu.  
Rollt fort und fort.

Immer an dem trägen Fluß hin, gerade aus,  
mir zu —

Gerade aus —

Mir zu —

Rollt fort und fort.

Und ich warte.

Ich will ihm entgegen.

Aber ich liege machtlos.

Sehe nur immer die langen

endlosen Linien vor mir —

dieselben Farben,

daselbe schleichende Wasser. —

Ich will die starren Linien biegen,

die Farben verwischen —

Ich will blutige Flammen in dies zähe Gelbrot  
werfen, das trübe Wasser mit Schwarz tränken.

Auslohen soll die flammende Glut der Sonne,  
am weißgrauen Himmel,

Farben sollen jauchzen über dies öde Sandfeld  
hin —

Den Wagen, den Wagen, daß ich es erreiche!

Ich warte!

Und der Wagen rollt fort und fort.

Rollt näher — —

Pratt.

Durch ein grünes Thal wanderte ich. Schmal war der Pfad und voll weichen Grases. Sonne ruhte über dem Baumgezweig, Licht rann zitternd durch ruhloses Laub.

Mein Herz war ruhig, voll stillen, wunschlosen Glückes, ich war nicht müde.

Die weiche Helle tranken meine Augen, die Helle, die die Blumenwiesen küßte, die durch Baumgrün sickerte.

Blumenwiesen neben mir, Schatten über meinem Haupte.

Und aus der Ferne lockender Vogel-Sehnsuchtsruf voll zagen, wehmütigen Glückes und voll drängenden Jubels.

Ich lauschte.

Plötzlich waren meine Bäume versunken, ein matter Himmel schaute hernieder, breit und einsam wurde mein Weg.

Aber fern, fern lag weites Land im Morgen-  
glanz, dehnte sich, verhiß —

Und mein Herz krampfte sich zusammen vor banger, heißer Freude.

Schneller wurden meine Schritte, die Ruhe wich.

Leise, leise, immer noch der Vogelruf.

Nun suchte ich meinen Weg, dem Vogelruf, dem fernem Lande entgegen.

Steine lagen auf dem Pfad, und ich mußte bergan steigen.

Eine Krähe gesellte sich mir zu, wiegte sich auf neigendem Gezweige, flog über mir, lautlos, flog voraus und wartete am Wegrand auf mein Kommen.

Bange wollte mir werden, und mein Herz war traurig.

Ich wollte ruhen, aber ich mußte wandern.

Dunkel wurde der Himmel, und schwarz hing die Krähe mit lautlosem Flügelschlag über mir.

Keine Vogelstimme mehr.

Starre Wälder stellten sich vor mich, Felsen verengten den Pfad. Da stieg die Sehnsucht auf in mir, die Sehnsucht nach meinem kühlen Thal in blühender Pracht. Rückwärts gewandt waren meine Blicke, nach Hause wollt' ich, den Pfad, den ich gegangen.

Die Krähe hatte mich verlassen.

Ich zauderte.

Da war wieder die süße Vogelstimme, weit, weit aus fernem Gehege.

Aus dem ersehnten Land, im Morgenglanz.

Nun wanderte ich weiter. Tief sank ich in Sand, und aus drohendem Gewölk brachen stechende Sonnenblitze.

Langsam nur kam ich vorwärts, aber meine Gedanken waren bei dem verheißenden Land, gierten in die Ferne.

Kreisend flog neben mir die Krähe auf, ihr Schrei schrillte über die Wälder.

Flattern durch dürre Zweige, Flügelschläge über meinem Haupte. Eine Schar von Krähen begleitete mich, lautlos flogen sie über mir, verschwanden und hockten wieder wartend am Wegrand.

Ich zitterte, daß ich allein sei. Ein wehes Sehnen nach einem Gefährten wurde wach in mir und eine bange Angst.

Undurchdringlich schien der Wald an meiner Seite, und von oben brannte die Sonnenglut und verzehrte mich.

Ich begann zu dürsten.

Da flog der Krähenschwarm mir zu Häupten und verdunkelte die Sonne.

Eiseskälte packte mich und Furcht. Nebel brauten um mich, und mit drohenden Armen stachen die Baumäste aus dem Nebelgran. Durch Walddunkel und Grauwolken kamen Geschöpfe auf mich zu und winkten mir, sahen nach mir, aber als ich zu ihnen trat, waren es keine lebenden Menschen wie ich.

Tot waren ihre Augen, und in den toten Höhlen brannten flackernde Lichter, grinsend war der Mund verzerrt, und aus dem verzerrten Munde zitterte die Zunge. Sie redeten nicht, aber die zitternde Zunge bewegte sich immerfort.

Verkrüppelte, kleine Herzen trugen sie in den Händen und zeigten sie mir.

Aber die Herzen waren faul, Würmer fraßen daran, Würmer fraßen an ihrem Leibe, krochen aus ihren Augen, fielen aus ihrem Munde.

Sie griffen nach mir, Schauder und Ekel erfaßte mich, ich wollte sie fliehen.

Da war der dichte Wald, der graue Nebel. Tiefer senkte sich die Krähenschar, dunkel wurde es um mich und Entsetzen packte mich.

Kein Ausweg.

Blut rann aus meinem Herzen, und mein Körper war gelähmt. Die Geschöpfe mit den toten Flacker-  
augen umringten mich, griffen nach mir, der Krähen-  
schwarm ließ sich nieder, lautlos, dicht schwarz, näher  
und näher.

Und ich schrie auf nach Menschen. Nach Hilfe.  
Meine Sehnsucht schrie.

War mir das sonnige Thal versunken, die Ferne  
verloren? — Weh mir! — Meine Kraft ist dahin.

Näher rückt mir das Grauen, die Finger der  
toten Geschöpfe packen mich, umklammern mich, die  
Würmer kriechen über meinen Leib, die zitternde Zunge

berührt mich — —, schwarze Fittige vor meinen Augen,  
heiseres Krächzen, ich wollte sterben.

Da zog das süße Bild mir vor die Seele, das  
selige Thal, das Thal meiner Sehnsucht — lockte —  
verzitterndes Vogelkrufen. — —

Lönt es durch das Nebelgrau? Leuchtet das  
selige Land durch Baumdüster im Sonnenfrieden?  
Dort! — — Dort! — —

Auf will ich, aber meine Füße brechen.

Lautlos senkt sich die Krähenschar herab, bedeckt  
mich, Schmerzen durchwühlen meinen Leib — sterbe  
ich? — —

Ich schlief nur. Meine Wunden wecken mich und  
ein leuchtender Sonnenstrahl, der mir auf der Stirne  
ruht. —

Ein Sonnenstrahl, der durch die Bäume bricht,  
und hinter den Bäumen? — —

Mein Thal, mein Thal im Goldlicht.

Taumelnd springe ich auf.

Mit heiserem Schreien hebt sich die Schar der  
Vögel von meinem Leibe, kreist um mich, über mir,  
mit blutigen Schnäbeln. Blut tropft auf mich, fällt  
in meine Augen, strömt mir aus Herz und Mund.

Aber ich will auf, mir ist wohl und ich juble.  
Schleppe mich vorwärts und schaue drunten mein Thal  
über dem Berge.

Aus den Gebüschern höhnen die Geschöpfe, mit fauligen Bitterzungen, wollen mir nach, leuchten mit trüben Augenlichtern, winken, da! — das Walddunkel hat sie verschlungen.

Höher hebt sich der Zug der Krähen, flattert kreischend über die Baumwipfel — zurück — zurück — verstummt, nur noch leiser, wehender Flügelschlag — ist verschwunden.

Sonnenlicht umspielt mich weich und warm, trocknet meine Wunden, fällt mir ins Herz, daß es gesundet. Es wird stark und klopft in heißem, zagen Sehnen nach dem Thal. Da liegt es vor mir, blumenüberschüttet, voll Licht und Glanz, von dunkelblauen Wassern umspielt, die Insel der Einsamen.

Und ich harre vor den Wassern, und meine Sehnsucht zittert. Die süßen Vogelstimmen ertönen aus Wunderbäumen, Duftwellen umfluten mich aus leuchtenden Wunderblumenkelchen, und meine Augen trinken die ernste Schönheit des Thales.

Menschen kommen mir entgegen, schweben über den Wassern, Menschen strahlend in Weisheit und Schönheit. Nehmen mich in die Arme, küssen mich.

Muß ich harren hier, vor den Wassern, meine Brüder überm Berge, muß ich harren und in sehnfüchtigem Weh das Thal schauen?

Oder nehmt ihr mich mit, daß ich glücklich sei auf der Insel der Einsamen? — Daß ich werde wie ihr? — — — — — Muß ich harren? —

Endziel.

Wir wanderten Hand in Hand durchs Thal.  
Du sahst die Blumenwiesen,  
ich die Berge.  
Deine Stimme tönte leise, hell neben mir,  
du im weißen Kleide,  
du Jugend, du Schönheit, du Glück!  
Ein Spinnengewebetraum,  
ein Vorüberhuschen des Frühlings,  
Vogelrufe,  
Düfte  
und Blüten —  
vorüber,  
ohne daß ich es erfassen konnte. —  
Und ich ging allein.

Du hattest meine Hand losgelassen, um nach den  
bunten Blumen zu greifen, ich sah die Berge; Leben,  
Wollen, Kraft war in mir erwacht. Doch ich kehrte  
zurück zu dir und deutete auf die Berge.

Du schütteltest den Kopf, lächelnd, lächelnd! Deine  
Hände hielten die Blumen, immer mehr, immer mehr,  
du sahst nicht, daß ich weiter zog.

Da warst du allein.  
Ein paar Schritte nach vorwärts, du rieffst —  
Ich höre deine Stimme, deine Worte verstehe ich  
nicht mehr.

Aber deine Augen  
sehe ich  
und die Thränen, die auf die Blumen fallen.  
Der huschende Spinnengewebe-Frühlingstraum  
will sich noch einmal durch die Ritzen meiner  
Seele stehlen —

vorüber,  
es fröstelt mich,  
dein Rufen tönt ferner und ferner,  
die Berge  
rücken näher.  
Ich strauchle,  
ich falle.  
Auf!  
Hinauf!  
Feuer  
quillt mir im Herzen,  
im Hirn. Verzehrt es mich,  
trägt es mich zur Höhe? —

Dorfkirche.



Nur meine Schritte reden  
im Kreuzgang der kleinen Kirche.  
Die schweigende Kühle hält mich in den Armen,  
wiegt mich — —  
Dämmer um die Betstühle,  
das rote, blinzelnde, schlaftrunkene Flimmern  
des ewigen Lichtes vor dem Altar,  
leise, leise pendelnd.  
Durch die hohen Fenster die Gewittermauer am  
Himmel,  
eine finstere Wache.  
Wie mit feuchten Schleiern ist die Luft verhängt,  
die schlafende, gleichgültige Kirchenluft.  
Wellen erfüllen das Schiff,  
ziehen träg  
lautlos  
durch die Gänge,  
branden an den Mauern.  
Ein glühes Sternlein schaufelt das rote Licht  
über den Wellen.  
Ruhendes,  
verstummtes,  
im Schlafe lächelndes  
Versunkensein.

Draußen, draußen Alles.  
Doch das Dunkel drängt vor.  
Nicht ungestüm, mit hastenden Eilschritten.  
Von der Gewittermauer gedrängt gleitet es leise,  
demütig  
durch's Fenster.

Traurig fast.  
Kriecht über die Betstühle,  
von Stuhl zu Stuhl  
klebt es seine dichten Seidengazeschleier,  
wischt über die Bilder,  
schleppt sich zum Altar —  
die Kirche schläft weiter.

Da herrscht schon der Sturm an den Fenstern,  
daß sie in Schauern klirren von seinen Schlägen.  
Ein Geißelhieb, zuckt der Blitz  
über den gekrümmten Rücken des Dunkels,  
wieder! —  
wieder! — und mit mächtigem Schritt  
schreitet der Donner  
über das Dach.

Die Kirche träumt.  
Draußen, draußen Alles.  
Nun picken die ersten  
unruhigen  
Regentropfen an die Scheiben.

Picken, pocken, horchen —  
klopfen, fausen, schnell, schnell,  
der Sturm  
schleudert sie mit zuckenden Fingern  
gegen die Mauer und reißt  
mit ungestümen Händen  
an Thor und Fenster.

Drängt er sich durch?

Nur die Kirchenfahne tanzt  
schwerfällig,  
weltlich, verträumt  
um ihren grellroten Schaft und hebt  
ihre gleißenden Goldquasten. —

Zuckende Flammen brechen wie Schreie  
durch die Dämmerfahnen,  
züngeln auf den mattweißen Platten,  
zischen durch die Fenster. —  
Blötzlich lohend,  
groß, grell,  
höhnisch,  
durch die Kirche bleckend,  
ein Schlag ins Antlitz — —

Die Kirche schläft — —

Und wieder das grollende  
Schreiten des Donners  
über dem träumenden Frieden.

Und wieder spitze, kleine Blizzungen,  
leckend, huschend,  
das Dunkel figelnd,  
und wieder die Donnerstimme,  
aber in Eile,  
im Verhallen.

Draußen, draußen Alles.

Nur ein paar eigensinnige Regentropfen  
plappern noch nach auf den Steinen vorm Portal.  
Sauchzend  
schießt der Sonnenstrom durch das Zittern der  
Nebel,  
junges Baumgrün jubelt von den Anhöhen,  
eine Woge von Licht und Duft und Farbe um-  
hüllt mich,  
nimmt mich,  
trägt mich,  
berauscht mich — —  
Die Kirche schläft. —  
Draußen, draußen Alles!

**S t u r m.**

Hatte er nicht am Morgen schon einen drohenden schwarzblauen Riesenwolkenarm über den Himmel gestreckt?

Ueber den mattblauen, erschreckten, verschüchtertten Himmel, an dem die Sonnenstrahlen wie erstarrt hingen, blaßgelb, glitzerig, wie gesponnenes Glas.

Und dann war er hinunter. Tief hinter die starre Mauer, die er sich geballt am Rand.

Dort hockte er.

Dort lauerte er.

Nur manchmal — heiser, schrill — ein Pfeifen —

Ein Schnauben — abgebrochen —

Er wachte!

Es zitterte die Erde, der Himmel fröstelte, Angst spannte sich über die Sonne.

Das All erwartete ihn gebeugt.

Stille, still! —

Noch kommt er nicht.

Er ruht hinter der Schwarzwolkenmauer und seiner Ruhe Atem haucht über den Himmel, die flockenweißen Dünnwolken zu scheuchen.

Sie irren, sie taumeln, sie hasten, sie rennen in die Sonne — die Aufgescheuchten!

Da! auf einmal sind sie zerblasen, zerstäubt, einen schüchternen Mattglanz dem Himmel lassend.

Nun ruht er.

Friede hat die Erde, Friede der Himmel.

Noch sind sie zagend und der blinzelnde Sonnenblick schielt nach der Drohwand.

Steil, mit hochfahrendem Dunkelstrich, fährt sie am Himmel hin, wieder jäh absinkend.

Und dahinter?

Ruht er wirklich? —

Stille, still!

Wie hat er gestern die arme Erde überfallen!

Die Erde im Festkleid.

In leichten, dünnen, glitzernden Schneeschleiern ruhte sie und lachte mit der Sonne, die ihr Gefunkel und Flitter schenkte.

Herunter das Kleid!

Er riß es ihr vom Leibe.

In zusammengeballten Fetzen hängt's an ihr heute und ihr nackter Leib, grau und erschauernd, schaut durch die Risse.

Aber die Sonne tröstet sie, streichelt sie, wärmt sie.

Zündet goldne Lichter an, hoch oben in Winterbuchenlaubästen, umweht wehende Birkenhaarzweige, daß sie glühen und scheinen, daß sie frohlocken und jubeln.

Die düstern Fichten macht sie grünen, streicht am Metallmantel der Pappel herunter mit zuckendem, lichterndem Finger.

Hände voll Glanzperlen rollt sie über das Fetzengleid, gleißendes Steingefunkel.

Und sie küßt die Thränen der Erde, küßt ihren Leib warm, hehlt ihr das Bangen.

Aber er lauert.

Lauert hinter der herrischen Steilwand.

Da flattert ein Stern auf.

Von dort kommt er, von der Wand her. Mattes Geflimmer am glanzverlöschenden Himmel, ein nestmüder, verschnechter Vogel.

Der Bote für die Sonne, daß sie gehen muß.

Und nieder kniet sie am Himmelsrand, hält die Erde in letzter, angstverwirrter, banger Blut umfangen und sinkt.

Aufflammt ihrer blutroten, düstergleißenden Warnfackel brennendes Mahnzeichen am Wolkenwandende.

Er kommt! — Er kommt!

Aus der Steilmauer streckt sich sein Wolkenarm, schießt über den Himmel, zertrümmert sein Blau.

Wolkenballen schleudert er in den Brandschein der Sonne, löscht sie, erstickt sie und sein gelbes Lachen schrillt durch die Weiten.

Er kommt!

Beugt euch, er ist nah!

Ein Wimmern zieht über die Erde, erlösch ist  
der letzte Schein, geborsten das tröstende Blau.

Furchtsame, verwirrte Sterne zittern und knistern  
in wogendem Grau.

Wie sie irren, wie sie keuchen, gehezt, die Trüm-  
mer der Wolkenmauer.

Zerrissen hat er sie, zerlegt und fliehend verfolgt  
er sie, ballt sie zusammen, zerstößt sie wieder.

So taumeln sie in der Höhe und in sie verrannt  
hat sich der schaukelnde Silberfahn des Mondes.

Taucht auf, sinkt unter, schwankt — ist ver-  
sunken.

Auf und ab und hin und her jagen noch immer  
die Verfolgten, bis sie sich finden, sich schmiegen, sich  
festhalten.

Da stößt er gegen sie, rüttelt am Gewölbe, daß  
es birzt und in Millionen kleine Krystalltrümmer  
zerstäubend sinkt.

Immer mehr, immer mehr!

Er jagt sie hinunter, sein heiserer Atem bläst sie.

Und nun fährt er auch wieder auf die Erde.

Er ist da! —

Ein Angstschrei schrillt über die Weiten. —

Gebannt harren sie, furchterstarrt.

Hört ihr, wie sein Triumphsang über die Berge  
schallt?

Seine Posaune gellt? —

Da faßt er die Erde.

Seine Hände reißen in ihren Haaren, er kniet  
auf ihrer Brust und schreit ihr seinen Hohn ins Antlitz.

Schütteln, schütteln will er sie.

Seine Finger rasen an ihrem Leibe, sein schnau-  
bender Eisatem tötet sie.

Wie er keucht, wie er kreischt!

Wunden wühlt er ihren Weichen, ihrer Brust,  
ihr Wimmern ersticht er mit geballten Fäusten ihres  
Kleides wütend errafft.

Dann läßt er von ihr.

Und wieder fallen von hochoben die geborstencn  
Wolkenkrystalltrümmer.

Immer zu, immer zu!

Deckt sie, sie ist tot!

Und nein! — — sie stöhnt! —

Übermals wirft er sich über sie, umkrampft ihre  
Brust, erdrückt ihr Stöhnen. Reißt wieder an den  
Wunden ihres Leibes — — heult — — seine Wut  
schreit auf im Rasen, mächtig, höhrend — —

Da wandelt sich's in Triumph.

Seiner Siegerstimme Ton schreitet jauchzend durch  
die Weiten.

Deckt sie, die Tote!

Die Tote!

Nieder, nieder mit dem Bahrtuch.

Ersticht sie, verhüllt ihren Leib, verbergt ihr  
Antlitz. —

Weiß und dicht fällt die Schneeleichenhülle, birgt  
die Besiegte, decket die Wunden.

Von oben schauen matte Sterne, trübe Augen  
der Nacht.

Sein Siegeslied aber singet der Sturm.

Laut, hell, in brausenden Jubelakkorden singt er  
den Triumphsang der Kraft durch schauernde Weiten,  
bis er mählich verschallt.

Vorfrühling.

Ist dies das Land, über das der breite Lichtstrom  
rann? Die Berge, die von Sonne umspannt waren?  
Wärmende Helle rieselte an ihnen nieder, lichte,  
trunkene, taumelnde Schönheit stieg zu ihnen auf.

Ist dies dasselbe Land?

Wahnte es einst den Frühling? —

Nieder der Himmel.

Keuchend sind die Berge unter die Nebel ge-  
schlüpft. Sie reißen sie an sich, die Gipfel, die Grate,  
die Wände, langen tief, tief herunter, greifen in den  
Wald, packen die Wiesen, streuen graue Dünste über  
das Land.

Und demütig beugt es sich. Läßt sich den  
Schimmer entreißen, die mattblühenden Farben, seine  
glänzende, stille, wartende Heiterkeit gibt es hin —  
— und ruht. Ruht wie im Spätherbst. Wenn die  
Wolken, ein drohendes, finsternes Dach, sich ausspannen,  
nieder, bewachend.

Wie im Spätherbst gilben die Wiesen, raschelt  
Dürrlaub, wenn die Wälder atmen. Aus rötlichen  
Blättern steigen die Metallstämme der Buchen in das



lahle Grau, von Sammtmoos umflettert. Kengstlich irrt der Duft über die Wiesen und seinen dicken Atem stößt der Strom wieder mürrisch aus, schleicht unter den Weiden voll Tücke.

Wie müde Alte kriechen die Wälder die Abhänge hinauf, rasten unter den Nebeln. Und rücken sie höher, die Nebel, so zeigen die Berge ihre Wunden, frech, höhnisch, offen. Alle Schründen und Risse, die Wände mit schmutzig-gelbem Ton, daneben die Schwarz-tannen, hingeklebt an die farblosen Grassrecken. Flecken neben Flecken, widerlich vom Grau durchschossen.

Ohne Eitelkeit, ohne Heiterkeit ist die Natur. Zeigt ihre Grämlichkeit, ihre Gleichgültigkeit, verbirgt nichts, läßt sich gehen, — lohnt sich's denn? — müde und kraftlos wie im Spätherbst.

Wie im Spätherbst?

Trogig ist die Wolkendecke, aber unsicher trozig. Hat nicht das Gebieterische, Fordernde, das Unerbittliche des Herbstes. Nicht diese verstummende, starre Trauer. Hinter ihr lauert der Wind, hält den Atem an, hinter ihr blaut der Himmel, lacht — und wartet die Sonne.

Rauern nicht unter dem Gelbgras schon scheue, saftgrüne, leuchtende Spitzen? Drücken nicht Blumenköpfe an dem dünnen Laub, schieben, strecken sich?

Und das Frösteln, das durch die Wälder streicht, ist es nicht das erste mahnende, zunickende Anklopfen des Windes?

Hui, wie wird er ihnen über die Köpfe rasen! Wie reißt er ihnen das alte Kleid vom Leibe und wirbelt's über die Hügel! Im Uebermut küßt er die lauschenden Knospenspißen, daß sie springen und hurtig ein zartgrünes Spitzenkleid weben über die alten Strünke.

Weißt du es nicht mehr?

Kennst du sein Lied nicht?

Sein Tanzen in den Schluchten und seiner Freude Rasen über Berg und Thal? Vor jenen goldnen Sonnentagen, ehe die Nebel gekrochen kamen wie graue Niesenwürmer?

Wie zerblies er die Wolken und verschleuderte sie bündelweise! — Sein Rufen tönte über den Himmel hin, brauste in den Schluchten und die Wildbäche brachten den donnernden Widerhall seines Sanges von den Bergen her, wenn er den Schnee zerlößte.

Weißt du es nicht mehr?

Ist dir alles in die Nebel geschlüpft, hat dir das Grau alles verschlungen und du hörtest sein Freudentaumellied nach dem Siege, du sahst ihn mit starkem Arm Platz machen, für Licht und Heiterkeit.

Sonnenströme schossen durch das Thal,  
Sonnenwunder lagerten auf den Bergen.

In süßer, zager Schönheit, mit furchtsamen Augen wartet die junge Erde. Und der Thautwind sang ihr das Hochzeittied, warf ihr jubelnd die Festgewänder über.

Zarte, weiche, zerfließende Farben, klare helle, leuchtende, bunte, wechselnde, und umtanzte sie, — brachte ihr die schmeichlerischen Küsse des Frühlings, raunte ihr erste, heiße, begehrende Botschaften zu und schwang sich dann jauchzend weiter.

Sie harrte zitternd.

Ängstlich. Wieder bewacht von den Grauwolken.

Gab die reichen Gewänder zurück, den Sonnengoldschmuck, die gleißenden Farben, beugt sich dem Grau — wartend, demütig, bange, verschüchtert.

Dann grämlich, gleichgültig, kraftlos, müde.

Schläft sie? Wie im Spätherbst? —

Auf! Auf! Wach auf!

Der Thauwind!

Ist das seiner Stimme Ton, tief, tief hinter den Schluchten?

Ruft er über den Himmel hin?

Ruft er ihr zu?

Bringt er den Frühling?

Mit jähem Ruck reißt er die Wolkendecke entzwei und das lächelnde Himmelblau schaut durch die Spalte.

Uebermütig ist der Thauwind, ein singender Wanderer, nicht der brausende junge Kämpfer, der den Winter geschlagen — nur den Schatten des Winters vertreibt er pustend aus dem Land.

Und dann lacht er und errafft die Wolken alle und verwirbelt sie, nimmt im singenden Schreiten den

Schnee mit, umschmeichelt die Erde, öffnet die Hände und Sonne und Licht und Heiterkeit entquellen ihnen.

Ist dies dasselbe Land, über das der Lichtstrom rinnt?

Die Berge von Sonne umspannt?

Dasselbe Land.

Rüstet euch, rüstet euch, der junge König ist nahe!

Nymphenburg.

Sonntagsmorgen!

Durch das Grün der Bäume zittern die Seufzer  
der Freiheit,

das Lossein von allem Zwange,  
freies, leichtes Atmen.

Sie bewahren gut die Büsche,  
die Hecken,  
die Gehege,  
nur ein leiser Hauch  
zittert über die Wege,  
den See.

Die Luft bringt Küsse,  
heimliches Gelächter der Verliebten,  
süßes Geflüster,  
heiße,  
raunende Worte.

Grünes, jungfrisches Weben im Park,  
breiter, warmer,  
frühjährlicher  
Sonnenschein vor dem Schlosse.

Wie Goldregen  
fällt's  
von hoch oben,  
die jungen Eichenblätter glühen  
rotgolden  
über dem grünlichen Baumgedämmer.

Gold, Sonne, Licht, Luft,  
Freiheit,  
Vergessen!

In dem kleinen Schloßchen  
wispeln und kichern  
die Abenteuer vergangener Jahrhunderte,  
das breite, weiße Schloß schaut kalt,  
abweisend auf die nackten Götter und Göttinnen,  
die lächelnd die vergangenen Geheimnisse des  
Parkes hüten.

April.

Blaugraue Wolken ziehen pathetisch über die Stadt. Ganz ernsthaft nieder, fast gewitterschwanger, gravitatisch. Der Himmel runzelt die Brauen wie ein Heldeuwater im tragischen Moment. Ein beinahe echtes Sturmheulen fährt durch die Bäume, aber kein Sturm kommt, verfluchend herabgeschleuderte Regentropfen, Nieseln und — zorniger, schnellfallender Schnee. Schnee in großen, dicken, weichen Flocken, Schnee vom ernstesten, unbeweglichen Himmel, mit der Maske der Unerbittlichkeit, des Zornes, der Wahrheit.

Und das Menschenvolk friert wirklich, hat blaue Hände und feuchte Nasen!

Spaß, Spaß, Mummenschanz, April!

Auf einmal fliegen die großen, weißen Schneehühner langsam, verdrossen, widerwillig.

Die dumme Spasserei! sie müssen ja doch zerfließen, sie können sich kaum setzen.

Aber immer mehr, immer mehr, und endlich sind die Wiesen, die grünenden, frischen, jauchzenden, weiß bestäubt.

Aber das Grün spigt vor.

Mutwillig, mutwillig sieht's aus, wie Geflicher  
und Geschäcker.

Und den See friert's, den alten, zugeknöpften,  
zopfigen See. Er glaubt's, er glaubt's, in kleinen,  
gekräuselten Frierwellchen schaudert ihn, und die weißen  
Schwäne sitzen gekauert wie Schneebälle.

Es ist Winter, es schneit, er friert — —

Spaß, Spaß, April!

Die jungen Buchen mit den frechen Knospenspitzen  
zittern in unterdrücktem Richern.

Nicht laut getrauen sie sich; alte verjährte Blätter  
sitzen ihnen noch im Nacken, sie wagen sie nicht ab-  
zuschütteln.

Leise, leise! Der alte Tropf, der See! — Winter!

Sie stoßen sich mit den Armen und Lachtränen-  
perlen schütteln sie aus den Zweigen.

Aber da! Ein Händewinken, ein Hervorpusten,  
das alte Laub raschelt zu Boden und die Sonne wackelt  
vor Lachen hinter ihrem Wolkenvorhang.

April! April! Sie ist doch da!

Gleich blinzelt sie den frierenden See an, und  
er bläht sich und wirft Wellen, weil sie ihm den Buckel  
fizelt.

Ganz jugendfrisch wieder, nun ist es Frühling —  
und die weißen Schwäne schießen.

Das Gras streichelt die Sonne und es lacht und  
schäckert mit tausend funkelnden Neuglein.

Ruhe ist noch. Da — ein dünner, süßzager  
Vogelruf stößt ein Loch in die Stille.

Amfelngetön und Staarengeluckse, flimmernder,  
neckender Sonnenschein.

Blühen nicht alle Blumen auf? Ist nicht ein  
Strecken und Lugen und Schieben auf den feuchten  
Wiesen?

Sie ist da, die alte Sonne ist da.

Sprießt auf! Regt euch! Kein Erwachen? Kollt  
sich nicht Blättergrün aus dickgeschwellten Knospen,  
läuft nicht grünzartiges Gitterwerk über das Geäst?

Spaß? — April?

Graue Wollenschleppgewänder, der Himmel finster,  
pathetisch.

Und der See schämt sich und friert und speit  
hämischnornige Wellchen aufs Gras. Geduckt warten  
die Bäume, warten.

Nun nickt sie ja wieder, die Sonne in ihrem  
Wolkenbett. Sie steht nicht mehr auf heute. Lacht  
nur hinter den Vorhängen ein recht verstecktes, un-  
wahres, unmögliches, graurosa Schlafengehenlachen.  
Spaß! Spaß! sie schüttelt ihre orangefarbenen Rissen  
und zuletzt reckt sie noch einen goldenen, rotbräunenden  
Warnfinger aus der dicken Decke: „Glaubt's nicht,  
glaubt's nicht!“

Dann aber schläft sie.

Sommer.



Ohne Baum, ohne Strauch, nackt kriecht die gelbweiße Straße zwischen den Wiesen hin. Mit einem tiefen Seufzer haucht sie all die Hitze des Tages aus. Gebückt, nieder schleicht sie zwischen den Grassbüschungen in die Berge. Kein Wind, keine Wolke, die Sonne im Sinken. Ein Gehößt liegt tot in den Obstbäumen.

Ein Karren, mit Leinwand überspannt, hält vor dem Hause.

Kein Ton, keine Antwort, niemand, der öffnet.

Und der magere Klepper schleppt seine Last wieder weiter.

Langsam, müde, die staubige Straße entlang.

Drinne im Wagen liegt ein krankes Weib. Die Haare hängen ihr wirr und schmutzig zu beiden Seiten des Gesichtes herab.

Sie glüht, fiebert, redet irre. Tappt mit zitternden Händen nach dem kleinen Kinde, fährt auf, lallt.

Das Kind spielt und lacht, versucht der Mutter das Brusttuch herunterzuzerren und ruft ihren Namen. Wenn der Wagen stößt, fällt die Kleine auf die Seite ins Stroh, auf den Leib der Mutter, auf ihre Füße.

Dann jauchzt sie laut auf, zieht an den schwarzen Haaren der Kranken und reißt ihr mit dünnen, spitzen Fingerchen an den Augendeckeln, damit sie nicht immer schlafe.

Neben dem Karren trottet der Mann, bestaubt, mager, den Kopf gesenkt. Er und der Klepper, sie werden immer langsamer, immer müder, der Wagen scheint fast still zu stehen, kaum daß er Staub aufwirbelt.

Weit drüben auf der Wiese wenden Männer und Weiber Heu. Ein schwacher süßbitterer Geruch stiehlt sich bis zur Straße her.

Der Mann sieht auf, murmelt einen Fluch zwischen den Zähnen und schlägt auf den Klepper ein, daß er erschreckt dem Karren einen Ruck gibt.

Wie das Kind schreit vor Vergnügen! Auf Händen und Füßen kriecht es nach vorne und schaut mit lachenden schwarzen Augen nach dem Vater.

Die Mäher drüben stützen sich auf ihre Rechen. Mit aufgestemmtem Arme sehen die Weiber dem Gefährt nach, ihre weiß und roten Kopfstücker leuchten über die grüne Wiese. Dann reichen sie sich den Krug und trinken. Gesundheit und Frische liegt in ihren Gesichtern, ihren Bewegungen, Behagen klingt aus ihrem Lachen.

„Backelwar'!“

Die humpelt weiter auf der weißen, öden, einsamen Straße, in den Abend, in die Berge hinein.

Herbst.

Die Nebel halten die Erde geknechtet,  
grau,  
schwer,  
dicht.

Hängen sich über die Berge,  
streifen die Wiesen, knien auf dem Fluß,  
breit, ohne Regung.

Bitternd,  
ängstlich  
harrt die Geknechtete,  
ohne Atem,  
in bangem, langem Warten.

Ist es das Ende?  
Vorbei mit den sonnigen Jubeltagen  
voll blühenden, singenden, grünenden Lebens?  
Vorbei?

— Kein Hauch.

Keine Sonne.

Sie erliegt.

In schwerem Tropfenfall weint der Wald,  
leise, leise,  
mutlos.

Jagende Angst durchzittert ihn.  
Da  
ein tiefer Atemzug.  
Empört  
recken sich die Nebel an den Bergen,  
tauchen in die Niederung,  
steigen aus den Schluchten wieder in die Höh',  
umzingeln, durchdringen den Wald  
und bleiben auf's neue stehen.  
Zornig,  
nieder  
kriechen die Dünste den Wiesen entlang,  
tückisch hält die breite Nebelmauer den Fluß. —  
Ein Zerreißen — —  
ein Sonnenblick —  
wandernde,  
steigende,  
qualmende,  
ruheloſe Dunſtmassen,  
ſcheues Vogelgeflatter im Buſch —  
und Alles ſinkt wieder unter.  
Stille Trauer,  
Ergebung, Ermatten.  
Da atmet die Erde abermals. Ein friſches,  
kräftiges Atmen,  
Empörung liegt drin.  
Die Nebel jagen um die Felſen,  
treiben, ballen ſich zu Hauf,

ein Reiß,  
und breit ſchießt ein Sonnenſtrom über die Dunſt-  
mauer am Fluß,  
fährt ihr in den Rücken,  
ſchüttelt ſie, daß ſie weiterkriecht.  
Die Thränetropfen leuchten in den Waldzweigen,  
unter den Bäumen tönt ein leiſer, jagender Vogel-  
laut,  
wieder —  
ſehen, ungewiß. Noch jagen die Wolken über die  
Wälder,  
über Felſ und Schluchten,  
aber ängſtlich, haſtig überſtürzt.  
Sie heben ſich höher und höher,  
goldne Sonnenfinger bohren ſich durch die Dunſt-  
ſezen,  
drängen ſie auseinander, ſchieben ſie hoch, hoch  
und werfen ſie über die Berge.  
In wilder Flucht tauchen ſie auf,  
tauchen ſie unter  
und verſchwinden,  
die Wolkennholde.  
Aus dem leichten Hauch  
hebt ſich die Erde,  
ſtrahlend, ſonnig, ſchönheitsſtrunken.  
Ein Flimmern über Buſch und Strauch,  
über Wieſenthal und Waldbergen,  
ein Aufjauchzen, ein Sieg.

Kommen wieder die jauchzenden Frühlingssonnen-  
tage  
mit ihrem sprießenden, kraftsatten Leben?  
Raunt und keimt es im feuchten Grund?  
Lauschen die Knospen, die Blüten? —  
Wie ein Spuk sind die Nebel verschwunden,  
nur aus einem Thälchen zieht ein dünnweißer  
Streifen am Waldrand hin,  
verschleicht,  
hebt sich am Felsengeröll in die Höhe  
und segelt allein am Himmel.  
Schnell,  
verschüchtert,  
die verspätete kleine Wolke,  
den anderen nach. —  
Hell ist die Luft und hell der Himmel.  
Aber die Erde ist müde,  
müde nach dem Kampfe,  
ihr Lächeln ist wehmützig,  
sie ruht.  
Von den nickenden Bäumen fallen Blätter,  
falbe gelbe Blätter.  
Sie sind plötzlich da,  
niemand hat sie gesehen vorher,  
graue Strähne im Haar der Erde.  
Die Bäume schütteln den Kopf und die Blumen  
nicken,  
es ist nicht wie sonst,

so traurig,  
so still.  
Die Erde wartet.  
Wartet auf die neuen Kämpfe,  
das Alter,  
das Unterliegen.

Herbsttage am Rhein.

Hoch oben im herbstlichen Blau hängt ein Drachen.  
Sonnenbeschienen, regungslos. Von Zeit zu Zeit  
zittert der dünne Papierschweif in kaum merklicher Be-  
wegung. Er scheint die höchste Spitze der Pappel am  
Horizont zu berühren, drüben überm Rhein.

Hoch geht das Wasser und schießt in graulich-  
trüben, breiten Streifen durch die Bogen der Brücke.

In drei großen Sprüngen schnellst sie sich über  
den Strom ins Kiesufer.

Niedere, graue Sammtweiden kauern dort.

Wie von ihnen ausgestoßen, verhöhnt, recken sich  
verkrüppelte, höhere Strünke über die Büsche.

In tragem, faulschläfrigen Trott holpert ein  
Wagen über den fernen Holzsteg.

Der einzige Ton in der Mittagsstunde. —

Dicht drängen sich die Lindenbäume um die Stadt,  
verbergen ihre Häuser, ihre Dächer, lassen nur die  
langgestreckten Firste der Kasernen heraussehen, hängen  
mit dunklem, ruhigem Laut am Sonnenhimmel.

Kein Wind, keine Regung. Nur die Wasser und

der stillschwängelnde Drachenschweif über der starren Pappelreihe.

Am Riesufer des Flusses schreien hohe Büsche gelber Blumen, wie hervorgeschossen aus dem steinigen Grunde. Hochfahrend in der Form, mit dicken, hartnäckigen Blütenköpfen.

In buntem Gemisch drängen sich rote Hecken hinter ihnen, glühen Herbststranken.

So klar, so hell, offen, gleichsam unschuldig ist die Luft. Sagt Alles.

Jeden Ton bringt sie. Die schwägende Rheinstimme, ihr Murren am Steinbett des Ufers, das verdriehliche, grämliche Gezänke mit den Wehren und den lauten, ehrlichen, aufgebrachten Jörn an den Brückenpfeilern.

Dann die Mittagsglockenstimmen.

Baghaft ansetzend, wie gedämpft durch den Baumring um die Stadtwälle, sich aus ihm herausringend, voll und jubelnd. Glänzend. — —

Ein Riesel fällt aus der Schräge des Ufers, fällt in den Rhein, klatscht.

Libellen ruhen mit zuckendem Leib auf den schmalen Sandwegen, fahren auf und ruhen auf's Neue.

Am Himmel steht ohne Regung der Papierdrachen.

Quer über die Wiesen kommt ein Soldat. Der Helm blinkt in der Sonne und mit zitterndem Streifen tanzt der Stahl des Gewehres in der Ferne.

In raschem Lauf durch die Felder.

Immer mit dem Gewehr.

Quer, quer, immer näher.

Das Schilf beugt sich, unwillig raschelnd rechts und links, knickt.

Aus den braunen Zitterrispen, den graugrünen Metallblättern der blinkende Gewehrstreifen.

Jetzt nimmer.

Der Mann hält am Ufer.

Ober ihm am Himmel steht eine kleine, weiße, zerzauste Wolke.

Der Rhein murren, spritzt an die Steine, läuft.

Der Soldat bückt sich. Einen Augenblick sieht er hinauf zur weißen Wolke, dann zurück zu den Festungswällen, nieder auf die grauen, eilenden Wellen — —

Ein Sprung — —

Tropfen spritzen auf die starrköpfigen Gelbblumen, Riesel rollen, plätschern — auf den eiligen Wellen ein tanzender Streifen Lichtes —

Der Metallreif am Helm hebt sich, — senkt sich — hebt sich — senkt sich —

Nichts mehr.

Erstaunt, neugierig, steht hoch oben die kleine, weiße Wolke. Steht lange Zeit und zieht dann langsam auf die Pappelreihe zu, die nüchtern, klogig ihre Steifköpfe in die Höhe reckt.

Der Drachen schwebt unbeweglich darüber.



Rasselnd, pustend, schnaubt der Eisenbahnzug über die Brücke. Der spitze Pfiff bohrt sich tief in die wartende Stille. —

\* \* \*

Spöttisch war die Sonne am Morgen hinter den Graunebeln in die Höhe gekommen.

Mit blöden Augen stierten die Altwasser in die dicke Luft.

Hurtig, wie geärgert, läuft der Rhein.

Pappellaub schwätzt am Ufer, naß, schüttelt Tropfen auf den Kies.

In leichten Wellen beugt sich neugieriges Schilfgras über das Wasser, langsam, langsam.

Richtet sich auf, raschelt und beugt sich wieder.

Weite, weite Strecken, wogendes, stilles Braunerispenmeer.

In der Ferne am Himmelrand, wo der Rhein in trotziger Beugung nach rechts läuft, ziehen in verschwommener Linie die Schwarzwaldberge, nebelduftig.

Weißliche Dünste liegen über den Wiesen. Wie eine dichte Schneedecke. Rannen, zittern vor dem kalten Sonnenblick. Laub fällt traurig zu Boden. Wie rinnende Thränen der müden, alten Erde.

Runde Weidenhäupter, einsam, armselig, schauen hilflos aus weißen Dünsten.

Spöttisch lächelt die Sonne, schaut über die langgedehnten Wiesen, den unmutigen Fluß, die Nebel,

die mühselig über Wiesen und Hecken und Wälder kriechen.

Fort! Fort! Wind schüttelt sie im Nacken, treibt sie über die Schilfwellen, durch die löcherige Pappelreihe, zerzaust sie und dann erst schöpft er Atem.

Sonnenblitze in Rheinwellen, Baumkronen lichtüberrieselt, scheue Wiesen voll flimmernder Luft.

Der Himmel mattblau, ungewiß und traurig. Wie verhöhnt von dem gelben Lichte.

Dort! — Wolken, die sich wieder trotzig zurückschieben über die Pappeln, vertriebene, zusammengerottete Nebel. Warten zaudernd.

Endlich rückt eine graue, dreiste weit vor am Himmel, steht still, horcht und eilt lang ausgestreckt der Sonne zu. Müde ist die Sonne, gähnt, ruht hinter der Wolke. Mehr, immer mehr schieben sich vor. Graulich wird das Licht, zitternd liegt die Erde, bedroht von der Wolkenwand am Horizont. Still gleitet ein Dampfer durch die ängstliche Ruhe des Herbstnachmittags.

Plötzlich fahren Windstöße über das Wasser, reißen den Rauch des Dampfers fort, zerren an der Brückenfahne und treiben die Wellen.

Dichter ballt sich die Wolkenwand, verschlingt den traurigen Himmel, starrt auf die Erde.

Dunkler wird's und der Wind stößt im Triumph auf das Wasser nieder. Unwillig, geknechtet heben

sich die Wellen, senken sich, kämpfen, stellen sich hoch im Ringen und, niedergeworfen, entfliehen sie rasch.

Blöde glohen die Altwasser.

Und die Erde harrt regungslos. Todesschweiß auf dem Antlitz, gequält vom herrischen Sturm, kraftlos.

Drohend hält sie der Herbsthimmel in Banden, finster, unerbittlich.

Und die Sonne sinkt.

Schaut mit blizendem, spöttischen Blick über die Pfälzerberge durch die Wolkenwand und schickt den harrenden Wächter, den ersten unruhigen Funkefster, in die tote Herbstnacht.

\* \* \*

Gräu der Himmel.

Wie ein brechendes Auge, glanzlos, matt schaut der kleine Weiher zu ihm auf.

Kein Schilf, kein Röhricht, keine Wasserpflanze auf ihm.

Gestorben Alles.

Gelbliche Wiesenstrecken umringen ihn, drängen ihn zusammen.

Unbekümmert läuft der Bahndamm an ihm vorbei.

Nur in der Ferne neigen sich Pappelreihen ihm zu, verschüchtert, zitternd.

Wie im Jörn schießen die Bahngleise von drei Seiten aufeinander zu, fort über Schilfwiesen und

tote Kartoffelfelder, laufen nebeneinander an mißmutigen Altwässern vorbei — sind von der Bahnhalle verschlungen.

Überall schaut dunkler, grämlicher Wald über die Ebene und umklammert das Stück Herbstland.

Der Wind kommt.

Fährt in die Schilfwedel und drückt sie herrisch zur Erde.

Sauft über den Rhein, schlägt ihn, höhnt ihn, schwingt sich über die Bahndämme und fällt den Pappeln in den Rücken. Gebeugt, wie in hastiger Flucht eilen sie von allen Seiten dem Horizont zu.

Regen fällt vom Himmel.

Fortwährend, boshaft.

Schwere Tropfen rinnen aus dem Fahllaub der Bäume, Perlenreihen hängen an Telegraphendrähten.

Wie vergraben in grauen Nebeln ist die Stadt, untergetaucht unter die Festungswälle vor dem Regengeriesel. Nur die Dächer der Kasernen glohen durch das Dunstgrau, brutal beherrschend. Immer düsterer wird's, immer trauriger.

Nebelfeigen schlüpfen aus schwankendem Schilfrohr, dehnen sich, liegen auf dem Rhein, greifen mit flatternden Armen in die Büsche, steigen über die Wälle, umzingeln die Stadt und grinsen über den Dächern.

Trostloses, trostloses Grau.

Alles tot.

Nie mehr sprießendes Grün, Vogelfang und  
Blumenauen, nie mehr helles Rheinplätschern im Früh-  
morgenschein.

Das Grau kommt, die Nacht, das Sterben.

Dunkel ringsum.

Matt liegt drunten der kleine Weiher, gequält  
von den stetig fallenden Regentropfen.

Ein Licht sticht durch die Finsternis, qualmt im  
Nebel — näher, näher, ein zweites, tappend, schwankend.

Schnell, — schneller. Schießt an den Pappeln  
vorbei, zittert über den Altwässern —

Reuchender Atem, brausendes Tosen —

Zickzacklichter auf knirschenden Schienen voll  
Regenglanz, ein scheuer Leuchtblick auf den einsamen,  
düsteren Weiher, heisere Dampfschreie — wie ein  
Phantom fliegt die Lokomotive, fliegen die Wagen  
vorbei.

Fahnen und Laubwerk außen, bunte Kränze und  
Blumen.

Drinne Soldaten.

Ein einziges Gejohle, ein großer verworrener  
Schrei, so jagt der Militärzug durch die traurige  
Nacht.

Nur seine drei roten Glutlichter leuchten noch  
eine Weile wie boshafte Glanzaugen durch Nebel und  
Finsternis.

Winter.

Wieder am See! Das Schilf beugt seine Rippen zum Ufer, der Wind raschelt in den Blättern und das Wasser murmelt.

Dieselben Stimmen, immerfort. — Geschwätzig raunend, geheimnisvoll, erwartend.

Von den Bergen kommt's grau und dicht. Ein feiner Regen umspinnt mit graulichem Geriesel leise und sacht den See und das Gestade, die Ufer ver-schwimmen.

Nur die Hänge an den Bergen schauen grün-schwarz heraus; trotzig, bereit, wie sich wehrend gegen die still anrückende sichere Verschleierung.

Rote und gelbe Streifen Herbstlaubes kriechen in buntem Wechsel durch das Grünschwarz und verlieren sich im Nebel, wie ein Lachen, ein Licherndes ist's in dem Duster ringsum. Wilde Weinranken glühen blut-rot über die öden Gartenbeete, die letzten kränklichen Rosen höhneud.

So bewußt traurig ist's überall, wie im Hause eines Toten — man wartet, daß man ihn holt, — ein unterdrücktes Schluchzen, verhaltenes Weinen, mürrisches Schleichen der Dienstboten.

Niemand auf der Straße in dem feinen, frechtriumphierenden Regen, kein Rahn auf dem See, Halbdunkel in den Häusern.

Kein Licht noch, keine Nacht mit ihrem Lampenschein, der das „Draußen“ verwischt und das nahende Traurige vergessen macht.

Im kleinen Haus am See ist's warm und dämmerungstraulich. Das Feuer knistert und springt und streitet mit dem Wind im eisernen Deschen und schickt seine tastenden Glutfinger über die Diele hin. Schnell, zuckend, sich zurückziehend, wieder vorwärts kriechend.

Ein stetiges Spiel.

Ein alter Mann sitzt im Lehnstuhl am Fenster.

Draußen hat der Wind angefangen, herrisch an den Ketten der Rähne zu reißen. Er stößt ihre Rippen gegen das Haus, das in den See hineinragt mit seinen Mauern. Dann treibt er ein artig tanzendes Necken mit den Wellen, wirbelt sie umher, plaudert, lacht und schluchzt mit ihnen.

Plötzlich in erwachendem Zorn packt er sie, schleudert sie gegen das Haus, ist still, packt sie aufs neue in steigender Herrschsucht und wirft sie abermals gegen die Wände.

Der Kampf!

Sein ist er und sein das Ringen.

Die grauen Wolken dort ballt er zu Hauf, die Nebel reißt er aus den Schluchten und löscht mit ihnen

das Sonnenlicht. Herunter mit den Blättern von den Bäumen, herunter!

Sterben muß das letzte blühende, grünende Leben, erstarren. — — —

Der alte Mann ist traurig. Den ganzen Tag war er im Lehnstuhl gesessen und hat's kommen sehen von den Waldbergen her. Aus den Schluchten steigt's drohend in die Höhe und kriecht verscheucht, lauernd um die Felsen. Der Alte hört die mächtige Stimme des Windes, sieht den Kampf, das Ringen.

Wird die Stimme siegend, frohlockend? Kommt er, kommt er, der Winter? —

So schwer ist es, alt zu sein und die Natur sterben zu sehen. Es wird ihm kalt um's Herz, der lange, tote, einsame Winter! Er fühlt sich krank, die Furcht vor der Eintönigkeit, die Angst vor dem Nichtsthun können überschleichen ihn. So matt, so schwer. —

Rüttelt der Wind auch an seinen alten Knochen und singt das Subellied seinem Ende?

Wo ist die Sonne, der er noch zugejauchzt vor kurzem droben auf den Bergen? Wo sind seine grünen Bäume, sein Licht, sein lachender See? Wie kräftig hat er sich gefühlt in seinem Rahn, sein braunes Enkelkind am Steuer, und heute sitzt er gebrochen im Stuhl, allein.

Der Winter! — Er wird nie wieder das Frühjahr sehen.

Er weint, der alte Mann.

Die Regentropfen klopfen knatternd auf das Holzdach, die Ketten der Kähne knirschen am Pflock — es wird Nacht. —

Wie frisch der Morgen! Still, heiter, ruhig. Der Schnee liegt bis ins Thal herunter, schwarzblau drängt sich der Wald zusammen, der See ist klar und dunkel. Keine Welle, glatt. Erschöpft ruht er nach dem gestrigen Kampfe, nur hie und da wie ein verlorener Atemzug heben sich die Wellen, daß die dünne Eiskruste am Ufer knistert.

Der alte Mann sitzt wieder am Fenster. Das Feuer plaudert und die Sonne blinzelt durch die Scheiben, schleicht ihm über die Hände, über das Gesicht, die geschlossenen Augen. Sie wärmt nicht, aber dem Alten ist sie wie Heilung. Er träumt in seinem Stuhl, doch hört er das Lachen seines Enkelkinds. So fröhlich, so jung, so heiter. Sie und der blonde Bursche.

Was ist ihm vor dem Winter bang? Die Weiden sind bei ihm. Die Sonne scheint.

Eine süße Weise stiehlt sich aus der Ecke zu ihm. Der Bursche spielt Zither und das braune Meisei singt dazu. Leise, sacht, um den Alten nicht zu wecken.

Ein paar Schneeflocken taumeln an den Fenstern vorbei, verloren, verirrt. Der weiße Turm von Egern schaut sonnbeshienen über den See, die Glocken fangen zag an zu läuten — Sonntagswintermorgen.

S i n ö d e.

Wie klar und sonnenübergossen ist der Wintertag! Aus den Baumästen nickt der Glycerreif und liegt wie ein stets bewegter Schleier im Lichte tanzend, funkelnd auf Hecken und Sträuchern. Im Wandern springen die blitzenden Funken neben mir her. Am Begrand, weiter drüben auf der großen Wiesenfläche, und wieder dicht bei mir. Ein Hüpfen und Drehen und Gleizen — — so scheint mir's. — Dann wieder Bäume.

Waldbäume, gemessen an mir vorüberziehend.

Feine Birken mit bepuderten Zweigen, Fichten, dunkel und mit weißlichem Nebel umwoben, breitästige Buchen, geduldig tragend.

Und Schnee überall!

Weiß der Weg, weiß die Wiesen, die weiße Richtung ganz mit tanzenden Krystallen und sieghaftem Sonnenlicht erfüllt — —

Mächtige, weißblizende Eisquader türmen sich drüben am Flusse auf — wie er stöhnt und knirscht! Die Hacke der Arbeiter dringt ihm tief in den Leib, — ein Riß, ein Vibrieren, eine klaffende Wunde, zuletzt dumpfes Krachen, — leise, mutlos schleicht das Wasser.

Und das Weidengestrüpp zieht sich wie eine morsche, durchlöcherete Mauer am Ufer hin, es schützt und deckt, bis die Wunde vernarbt ist.

Nun wieder Bäume im Schnee, Schnee neben mir, vor mir, überall — kein Ende. Droben in der strahlenden Himmelsbläue hängt rein und groß die Sonne.

Es wird Abend. Im Westen hat sich eine dichtbraune Wolkenschicht gelagert, sie wächst und droht. Ueber sie weg fällt das letzte glühende Sonnenlicht durch die Stämme; Wand und Sonne nähern sich. Werden die Nebel dichter? Strecken sie sich höher dem flammenden Lichte zu? Wird die Sonne nicht riesengroß?

Neben mir steigt bläulicher Rauch über die Baumkronen, durch das Unterholz blickt eine Flamme.

Es ist, wie wenn die Glut, die dort am Himmel immer mächtiger zu brennen beginnt, hier gezündet hätte — —

Klein, stetig wachsend und hoch auflodernd leckt das Feuer in dem Reifig, das die Holzfäller auf dem fahlen Plage aufgeschichtet haben. Noch immer hallt ihr Beil durch den stillen Wald und erweitert die Dede inmitten des herrlichen Parkes.

Sie stürzen, die starken Stämme und die Erde zittert unter ihrem Fall. Die alte Erde! — Sie darf

hier nicht mehr ihre schlanken Söhne nähren, Gras muß sie zeugen, Gras und Heu. — — Noch haben sich die ästigen Arme fest in ihren Leib vergraben, die Flämmchen lecken scheu daran, kriechen weiter und umzüngeln den wunden Strunk.

Wachsend — sinkend. —

Klein, erdrückt unter Qualm und Rauch, sich aufbäumend, daß ihr Atem über den Wipfeln fortzieht, halb erloschen versinkt sie unter Rischen im Schnee.

Die Flamme.

Wie wenn sie sich vor der Herrscherin dort oben über dem Nebelbrodem beugte, mit ihr ränge und unterläge. — —

Aus dem scharfen Strich, den die Ebene am Horizont zieht, hervorquellend, wachsen die Abenddünste. Dichter, dunkler, höher.

Aber hinter der Wand glüht das verheißende, gewaltige Sonnenlicht und drückt ihr die Grenze mit breitem goldroten Saum auf. — Kein Untergang. Eine triumphierende Verheißung des strahlenden Wiederkommens!

Die Sonne.

Mit ein paar Goldblitzen überzieht sie noch den schüchternblauen Himmel im Osten. Ein Auge hat er halb dem Tage geschlossen, mit dem andern blinzelt er schläfrig der Nacht zu. Der Mond hängt zag, flach und fahl an dem erblaffenden Himmel über dem Nadelgehölz.



Von der kleinen Kirche von Unterföhring stehlen sich Glockentöne über den Fluß herüber. Die Dämmerung kriecht um die Häuser und Hütten. —

Im Forsthaus ist es heimlich und still. Das Holz kracht im Ofen und die Wärme schleicht an den Wänden hin.

Ein Geruch von Wachholderbeeren breit und behäbig kommt von der Ofenplatte her. Die Bratäpfel zischen und plaudern.

Geschlossene Läden, die qualmende Hänglampe, an den rußgeschwärzten Wänden die Geweihe, leises Klirren in der Küche und Schenke. — Alles wie sonst. —

Kennst du das Haus? —

Du kennst es, hellweiß und scharf durch die Frühjahrszweige schauend. Bethaute Rosen und Nelken im Garten am Frühsommernorgen — mit der Meute der Städter unter seinen Bäumen — und in der weichzerfließenden Farbenpracht der Herbstmorgen, wie im heimlichen Licht der Nebelwände, die es umringen. Du kennst es mit rufenden Regentropfen an den Scheiben, mit dünnen Nestern, die sich vor dem Fenster beugen, und dem ersten Feuer mit seinem heimlichen Geknistern.

Dies kleine Nebenzimmer mit den alten Bildern kennst du, die dämmerige Ecke, wo wir l'oeuvre lasen; wo Bennecourt, seine grünen Wiesen, sein heller Bach, seine Bäume, mit unsern Wiesen, unserm Bach, unsern Bäumen eins wurde.

Den Park, unser Reich, unser pleino-air, unser Licht — die Einöde! — Die Einöde fernab von der Stadt, kein Laut, kein Parfüm, kein Licht, kein Händedruck, der an sie erinnerte! Vergessen Alles, was dort war, vergessen Alle, die mich so gut verstanden und nie verstanden — —

Die Einöde!

Ich sitze an demselben Tische, deine Stimme tönt mir im Ohr und ist es nicht der Geruch deiner Zigarette? Dieselbe Ecke, derselbe Dackel, der im Schlaf knurrt. Im Nebenzimmer die alten Bauern mit ihren Bierkrügen, sind es nicht dieselben? — Sie reden nichts. Ihren Rücken gegen die Ofenfacheln stemmend, passen sie aus bunten Porzellanpfeifen und nicken einander zu.

Der Mondschein stiehlt sich durch eine Ritze des Ladens und läuft quer über meinen Tisch. — Ferneres und näheres Klingeln, das bald wieder erstickt — ein Schlitten jagt draußen vorbei. Ruhe — —

Meine Einöde, verloren im Schnee.

Ein Ton aus der Stadt! —

Draußen im Flur scharren und kratzen schneegewanderte Füße.

Das Haus erwacht.

Thüren öffnen sich. Dicke Backen, rot vom Herdfeuer, und neugierige Augen.

Der Briefträger.

K

Ausgestreckte Hände, raschelnde Zeitungen, ein Glas Schnaps für den Boten, ein paar Scherzworte. Die Bauern mit der Pfeife aus dem Mund und der schwarze mißtrauische Hund, die fremden Beine beschnuppernd. Dann schließen sich die Thüren, der Dackel senkt im Schlaf und das Haus sinkt wieder in das dämmerige Halbdunkel, in denselben schläfrigen Frieden zurück.

---

Ueber dem Försterhause und den Waldbäumen aber liegt der ruhige Glanz einer Mondnacht. Breit und leise gleitet der enteiste Fluß dahin. Sein Atem liegt als dicke, graue Wolke über ihm.

Wie wenn die müde, schlafende Erde sich gedehnt hätte, so groß, so unendlich groß liegt sie im Mondlicht vor mir.

Kein Menschenhaus.

Alle Lichter sind verlöscht.

Aber droben am Nachthimmel flirren und gleißen die Sternensichter. Mehr, immer weiter, in unbegriffenen Fernen. — Sie winken, sie winken! — Grüßt mich Einer von dort oben? —

---

K

Verlag von Schuster & Loeffler, Berlin SW. 46.

In unserm Verlage erschienen sämtliche

## Werke Detlevs von Liliencron.

### Romane und Novellen:

Der Mäcen. Erzählungen. 2 Teile in einem Bande 2. Auflage . . . . .	brosch. M. 3.50 geb. „ 4.50
Eine Sommerschlacht. Novellen . . . . .	brosch. „ 3.50 geb. „ 4.50
Breide Hummelsbüttel. Roman . . . . .	brosch. „ 3.— geb. „ 4.—
Unter flatternden Fahnen. Militärische und andere Erzählungen . . . . .	brosch. „ 3.— geb. „ 4.—
Krieg und Frieden. Novellen . . . . .	brosch. „ 2.— geb. „ 3.—
Kriegsnovellen. Neue Ausgabe. 2. Auflage . . . . .	brosch. „ 2.— geb. „ 3.—

### Gedichte:

Adjutantenritte. Mit dem Portrait des Dichters, radiert von Karl Krauskopf. 2. Auflage . . . . .	brosch. „ 2.— geb. „ 3.—
Der Haidegänger und andere Gedichte . . . . .	brosch. „ 1.50 geb. „ 2.50
Gedichte . . . . .	brosch. „ 2.— geb. „ 3.—
Neue Gedichte . . . . .	brosch. „ 3.— geb. „ 4.—
Ausgewählte Gedichte. (Zweites Tausend). In hoch- elegantern Goldschnittband . . . . .	nur geb. 5.—

### Dramen:

Arbeit adelt. Genrebild in 2 Akten . . . . .	brosch. „ 1.—
Knut der Herr. Drama in 5 Akten . . . . .	brosch. „ 1.—
Die Merowinger. Trauerspiel in 5 Akten . . . . .	brosch. „ 1.—
Die Rantzow und die Pogwisch. Schauspiel in 5 Akten	brosch. „ 1.—
Der Trifels und Palermo. Trauerspiel in 4 Akten	brosch. „ 1.—

### Novität:

POGGFRED, Kunterbuntes Epos in zwölf Cantussen.

Zu beziehen durch jede Buchhandlung.